

Claus Herold

Vorbilder, Gruppen und Gemeinschaftserfahrungen

1. Warum bin ich Priester?

Weil ich als Kind mit meinen nach Halle an der Saale zugezogenen Eltern und Geschwistern vor dem Zweiten Weltkrieg die damals „mitteldeutsche“ katholische Diaspora in einer sehr lebendigen Großstadtgemeinde, umgeben und fast erdrückt von der evangelischen Landeskirche, und meine Schulzeit in den pietistisch geprägten „Francke’schen Stiftungen“ verbrachte. Die Vorbilder meiner – zudem in unserer Familie von der aktiven Auseinandersetzung mit der faschistischen Diktatur bestimmten – kindlich-jugendlichen Entwicklungsphase waren Eichsfelder Männer: mein bäuerlicher Großvater, mein Patenonkel auf dem Erbhof, einige geistliche Onkel in der Großfamilie und nicht zuletzt mein Vater. Dann kamen die westfälischen Priestergestalten: der Propst und seine drei Kapläne, darunter (1938–1947) unser „Katechet“ Martin Fritz und unser „Ministrantenkaplan“ Hugo Aufderbeck. Unsere Vikare lebten mit anderen im engsten Austausch, insbesondere mit den Leipziger „Oratorianern“: Klemens Tillman, Heinrich Kahlefeld, Josef Gülden, Werner Becker u. a. m. Ihr Konveniat prägte unser neu-deutsches Jugendleben. Sie alle richteten uns bündisch, liturgisch und biblisch im Gruppen- und Gemeindeleben aus. Im 40. Jahr nach der Hinrichtung von drei „Stettiner Kaplänen“, darunter des „Tiroler Erzbischofs“ Dr. Carl Lampert im Zuchthaus zu Halle († 13. November 1944), und nach dem Soldatentod fast der Hälfte unserer älteren Gruppenmitglieder in demselben Jahr sehe ich in diesen Tatsachen außerdem eine mir damals so gar nicht bewußt gewordene Motivation dafür, daß aus unserer Restgruppe 1947 gleich drei Abiturienten zum Theologiestudium von Halle nach Paderborn „emigrierten“ (und 1952 in die inzwischen gegründete DDR zurückkehrten). Kaplan Auf-

derbeck, inzwischen Studentenseelsorger in Halle, schickte seine drei angehenden Theologen zu Erzbischof Lorenz Jäger. Dieser vertraute uns dem Präfekten Heinz Schürmann an – auch er ein alter Bekannter (während des Krieges Vikar in Bernburg-Saale). Wir Jungen liebten „unseren Erzbischof“ Lorenz Jäger, den gebürtigen Hallenser. (Nach der Rückkehr von seiner Bischofsweihe waren unsere Gruppenführer in Halle von der Gestapo verhaftet und vernommen worden.)

Warum ich diese Priester namentlich erwähne? Weil sie für mich, meine Oberschüler- und Abiturientenzeit, die Studienjahre danach und die Lebensentscheidung zum Priestertum alles bedeuteten! Unter den 72 Konsemestern im Driburger Missionshaus – aufgeteilt nach Rauchern und Nichtraucher in zwei Studiensälen – bildete Heinz Schürmann mit uns sofort wieder eine neue Gruppe. Wir hielten in seiner und unserer Freizeit gemeinsam Bibelkreise und Meditationsstunden, tauschten neue Literatur aus und besprachen sie, wir fuhren gemeinsam in die Ferien, feierten z. B. die Kar- und Osterliturgie in Gerleve mit oder machten in Hardehausen Kurse mit und verlebten schließlich als Gruppe auch unsere „freien Semester“ an der Uni in München bzw. in Bayerns Bergen. – In Vertretung des daran gehinderten Paderborner Erzbischofs weihte uns schließlich der Auxiliar-Bischof für das Kommissariat Magdeburg, F. M. Rintelen (auch ein früherer Hallenser Kaplan), auf der Huysburg zu Diakonen und Priestern.

2. Wie bewältige ich mein Leben als Priester?

Wie bin ich Priester geblieben? Ich bin es mit diesen allen geblieben. Weil Hugo Aufderbeck, inzwischen in Magdeburg Seelsorgeamtsleiter, mich hier „in Sachsen“ empfing und mit Martin Fritz und Bruno Löwenberg zur Primiz begleitete. Weil Weihbischof Rintelen uns zu „Landkuraten“ (Seelsorgern in den neuerrichteten Umsiedlergemeinden) ernannte. In den zwei Jahrzehnten seiner Magdeburger Amtszeit erbauten wir mit ihm fast 100 neue Kirchen und Kapellen in den Regierungsbezirken Halle und Magdeburg, aber auch Kirche in den lebendigen Herzen. Ich war für die 27 Dörfer in der El-

beau und Dübener Heide vor Wittenbergs Toren zuständig.

Aus der in dieser Zeit erfahrenen Gastfreundschaft in den evangelischen Gotteshäusern, Pfarrsälen und Pastorenfamilien erwuchs bei vielen meiner Generation in diesem „Luther-Lande zwischen Eisleben und Wittenberg“ ökumenische Offenheit. Die hatten wir grundsätzlich bei unserem Erzbischof Lorenz und dessen Paderborner Begegnungskreis mit dem evangelischen Bischof Stählin schon als Studenten vor Augen gehabt. Rückblickend ergibt sich für mich daraus eine Linie zu meiner zeitlich sehr viel späteren Promotion an der evangelisch-theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität, nachdem ich 1968 eine Pfarrei in Halle zugewiesen bekam. Vorher war ich Oberschülerseelsorger für die Stadt Magdeburg, zugleich Dekanatsjugendseelsorger und nach einigen Jahren Diözesanjugendseelsorger und Rektor des Jugendhauses in Roßbach. Ich lebte als Kaplan inmitten der elitären Pfarrjugendgemeinschaft, später im Jugendhaus innerhalb einer diözesanweiten Weggemeinschaft. Mit den „alten“ Lehrern immer noch ein Lernender. Im ständigen Austausch mit und in der brüderlichen Zurechtweisung durch die gleichaltrigen Mitbrüder. (Idealisiere ich nachträglich die „Arbeitsgemeinschaft der Jugendseelsorge in der DDR“ zum priesterlichen „Freundeskreis“?)

Ich darf an dieser Stelle auch nicht weglassen, welche Rolle für mein priesterliches Leben die in jenen Jahren zahlreichen jungen Frauen an meiner Seite und im Gegenüber der verschiedenen Aufgabenstellungen erfüllten: die leibliche Schwester, meine Cousinen (nicht nur als „Haushälterinnen“), die Heimleiterin des Jugendhauses als ergänzende Partnerin des Haus-Vaters der „Ecclesiola“, die Referentinnen im Jugendseelsorgeamt und viele andere. Ich lebte ebenso von ihrer Zuwendung wie von ihrer Zurückhaltung. Wir versuchten, in den uns vorgegebenen Gruppen „einfach“ zusammen zu leben, vielleicht auch „einfältig“: Im Kreise der Jugend zuerst und vor allem versammelt um den Altar zur Gemeinschaft des Brotbrechens; von der Hl. Schrift her nach der Spiritualität unserer Gemeinschaft fragend;

schließlich, „learning by doing“, haben wir möglichst „zusammen gewohnt“: jede freie Stunde, freie Tage, Ferienwochen miteinander geteilt und auch die Feste gefeiert. So haben wir uns gegenseitig begeistert. Manche natürlich nur kurzzeitig, andere lebenslang. Aber „*exempla trahunt*“. Aus den Jahren im Magdeburger Oberschülerkreis (1957–1961) weiß ich sechs Theologiestudenten, die nach Erfurt gingen; erinnere mich an ein Dutzend Mädchen, die ins Seelsorgehelferinnenseminar, in die Caritas-Ausbildungsstätten der Fürsorgerinnen bzw. Kindergärtnerinnen eintraten, weil unser Gruppenleben sie geprägt und entscheidungswillig gemacht hatte. Natürlich, nicht alle sind zum Abschluß gekommen, sind dageblieben. Aber wenn ich es richtig sehe, ist dies gemeinsame Aufbrechen und Anfangen in der nachkonziliaren Phase fast ganz verschwunden. Auch in der Gemeinde in Halle, in der ich nun schon 16 Jahre Pfarrer und wieder „Jugendseelsorger“ bin.

Die den einzelnen tragende, zu Grundentscheidungen für das Leben befähigende, korrigierende und in Ermüdungszeiten ermutigende Jugendgemeinschaft gibt es nicht mehr. Aus der „Unverbindlichkeit“ des kirchlichen Jugendklubs der „offenen Tür“ findet heute höchst selten einer bzw. eine den Weg in den freilich auch schwieriger gewordenen kirchlichen Dienst. Da klagen die Seminarleiter von heute, daß wir Pfarrer ihnen wieder einen gemeinschaftsunfähigen, bindungsscheuen „Individualisten“ ins Haus schicken. So ändern sich die Zeiten. Freilich, der nachkonziliare Wind, nunmehr der 80er Jahre, bläst auch den jungen Katholiken in der DDR anders ins Gesicht als denen vor 20 Jahren. Dazu kommt für sie als Zöglinge des total vereinnahmenden sozialistischen Bildungssystems die Erstickungsgefahr unter der „ideologischen Dunstglocke“. – Damit bin ich längst bei der dritten Fragestellung.

3. „Priester-Gemeinschaft“

Viele der eben erwähnten „Individualisten“ fangen kirchlichen Dienst erst gar nicht an, weil sie vor der Zeit resigniert und entmutigt worden sind. Sie haben auch in unserer Gemeinde (nacheinander) drei Kapläne erlebt,

die ihr Amt aufgaben und uns zurückließen. Sie sehen im Klerus dieser Großstadt mit mehreren Gemeinden, im Konvent des Dekanates nicht unbedingt die für die alte Diaspora kennzeichnende priesterlich-brüderliche Gemeinschaft. Sie erfuhren zu wenig die uns einmal stimulierende Einheit mit dem Bischof, den „Korpsgeist“ der Paderborner/Magdeburger Ortskirche. Von einem (Diözesan-), „Presbyterium“ sprachen wir in jenen Jahrzehnten nicht, erlebten es aber. In allen Dekanatskonventen, die ich durchlief, wurde mir das geschenkt. Wir waren uns einig für unsere herberglosen Gemeinden.

Dieser „Frühling der Kirche in der Diaspora“ ist vorüber. Für die zahlenmäßig schrumpfenden, sogar ausblutenden Gemeinden mit ihren über ihr Lebensalter und ihre vorgeschriebenen Dienstjahre als „Einzelkämpfer allein auf weiter Flur“ aushaltenden Gemeindepfarrern sieht die Gegenwart und erst recht die Zukunft dieses Landes anders aus. (Übrigens hat die alte Mehrheitskirche unserer evangelischen Nachbarn den Zusammenbruch fast aller volkskirchlichen Traditionen besser als wir durchgetragen.) Bei der einzigen Pastoral-synode für die katholische Kirche in der DDR in Dresden, die auch die gemeinsamen Aufbrüche, Erfahrungen, theologischen Überlegungen der 50er und 60er Jahre zusammenfassen sollte, war das Erscheinungsbild der 144 Synodalen durch ihre Polarisierungen schon verändert. Da unterschied man zwischen „oben“ (den Bischöfen und ihren Prälaten) und „unten“ (den Gemeindepfarrern und zur Synode zugelassenen „Laien“). Da wurden die einen „links“ eingeordnet (die „Gruppe der 47“), die anderen waren nach „rechts“ vorverurteilt. Dazwischen die „schweigende Mehrheit“. Genau diese „Drehscheibe“, die Synode einer Diasporakirche für ganze 1,3 Millionen DDR-Katholiken, in der jeder jeden kennt, wurde als Chance zum „gemeinsamen Weg“ so nicht begriffen und im Nachhinein schon gar nicht genutzt. Im Sinne unserer Fragestellung ließ mich das Defizit die Bedeutung von Gruppenbildungen in unserer Kirche noch einmal neu einschätzen. Weil mir das Zusammenleben in überschaubaren dialogfähigen Gemeinschaften Bleiben und Überleben er-

möglicht. Wir sprachen damals in unserer Kirchen-„Provinz“ noch nicht von Basisgemeinschaften. Aber wir erlebten die Kraft spiritueller Gruppen. Wir suchten das geistliche Leben beim „Focolare“, am Rande der auch in unserem Land eingestreuten Franziskaner-Konvente. Persönlich fand ich priesterliche Gemeinschaft im „geistlichen“ Hause der Leipziger Oratorianer, die mich seit vielen Jahren zu ihren Kapiteln, Exerzitien u. a. Begegnungen einladen. Daraus ergab sich zusätzlich ein „Pastoraler Arbeitskreis“ als regelmäßiger Konvent von Großstadtpfarrern aus den verschiedensten Diözesen. Auch der „Aktionskreis Halle“ (seit 1969), gegründet als „Solidaritätsgruppe“ von Priestern und Laien aus Anlaß einer Bischofswahl in Magdeburg, ist von mir, so gesehen, bejaht und mit Differenzierung durchgehalten worden. So lebe ich also gleichzeitig in mehreren Priestergruppen. Sie sind meine „Wahlverwandtschaften“, nicht das Dekanat, die Diözese.

4. Worauf es im Spannungsfeld „Seelsorger-Gemeinde“ für mich ankommt

Welche pastoralen Prioritäten ich herausgefunden habe und in Zukunft setzen möchte? Ziel: Daß unsere unübersichtliche, wie alle anderen Territorialgemeinden in der Großstadt zur „Anonymität“ tendierende, 2500 Katholiken zählende Pfarrei eine Personalgemeinde wird. Auf dem Wege dahin sollen viele Gruppen entstehen und die Gemeinde lebendig machen: Ehe-, Familien-, Elternkreise; Seniorenrunde; Jugend- und Kindergruppen. Sie alle existieren durch und mit Hilfe von Bezugspersonen = „Helfern“. Als deren vorzüglicher Seelsorger möchte ich die vielen benötigten Helfer(innen) inspirieren, motivieren und in der Gruppenarbeit koordinieren. Das geschieht zur Zeit im Pfarrgemeinderat, im Liturgiekreis, im Katechetenkreis (für die Gruppen-Eltern in der Gemeinde- und Sakramentenkatechese), im Diakoniekreis unserer Straßenhelfer und im Jugendhelferkreis.

Wenn wir nach wie vor Gemeinde vom Altar her leben, dann liegen meine Prioritäten bei der (zeitaufwendigen) Vorbereitung und Gestaltung guter Sonntagsgottesdienste und der in vielseitige Wortgottesdienste inte-

grierten Predigt. Ein-Mann-Betrieb ist wie Kirchturmpolitik steril und auf Dauer tödlich. Im Austausch der Liturgen, Prediger, Referenten der Erwachsenenbildung und Jugendarbeit praktizieren wir (auch ökumenische) Ergänzung und Bereicherung unserer „Tradition“. Diese „Gegenleistungen“ setzen meine Bereitschaft und Fähigkeit zum außergemeindlichen Engagement voraus. Mobilität und Konkurrenzwilligkeit verlangen wiederum Zeit für theologische Fortbildung, Selbststudium.

Allein schaffe ich diese geforderte, gewünschte Vielseitigkeit niemals. Also muß ich meine Wohnungstür, unser Haus, auch die Ferienhäuser der Gemeinde und die Kirchentüren offen halten mit einigen, die dies alles für viele andere „attraktiv“ halten. Im Kern der Gemeinde gilt so wieder für die Trägergruppe um den Seelsorger: Arbeits-, Lebens- und Wohngemeinschaft so viel, so oft wie möglich. Selbst getragen von einer „Priestergruppe“, kann ich und möchte ich im Team der „Spiritual“ sein.

Darüber hinaus kann und muß ich vieles „schleifen“ lassen; z. B. mit Verwaltung, Finanzen, Bauvorhaben möchte ich nichts wieder zu tun haben.

Erhard Bertel

Mit Überzeugung Pfarrer

1. Ich konnte die Frage, warum ich Priester bin, schon einmal unbefangener beantworten. Nach fast 25 Jahren fällt vieles nüchterner aus bis hin zu der Überzeugung, darüber gar nicht mehr sprechen zu wollen.

Ich versuche es aber dennoch:

Zunächst einmal sehe ich mich als Priester so, daß meine Kirche mich freigestellt hat, um Dienste wahrzunehmen, die im Leben einer Gemeinde anfallen. Meine Erfahrung ist es, daß es gut ist, wenn es innerhalb einer Stadt, in der es vielerlei Verflechtungen der Menschen gibt, aber auch Isolation, so einen Priester gibt. Die traditionelle Rolle als Priester bringt nach wie vor einen Vertrauensvorschuß mit sich. „Dem“ kann man sich anvertrauen, gerade auch dann, wenn es

schwer wird, mit anderen zu reden: Erfahrungen von persönlicher Schuld, verzweifelte Situationen im Familienleben, Suche nach einer Lebensperspektive, Konfrontation mit dem Tod. Man erwartet vom Priester wohl, daß er nicht so schnell „sprachlos“ ist, gerade auch dann, wenn es gilt, schwierige Zusammenhänge zu deuten oder zu benennen. Zum anderen wird mir immer deutlicher, wie wichtig es ist, Menschen zusammenzuführen, die verschiedenen Generationen angehören, unterschiedliche Berufs- und Lebenserfahrungen haben und die sich dann Lebenswichtiges mitteilen. Das gemeinsame Lesen der Bibel ist für diesen Vorgang von besonderer Bedeutung.

Von großer Wichtigkeit ist es für mich dann auch, Christen im Gottesdienst zu versammeln. Das Leben in einer Stadt tendiert zu einer „Alltäglichkeit“. Es ist bedeutsam, etwa am Samstag/Sonntag, Christen dazu zu bringen, daß sie gemeinsam hören, wie ihre Lebenserfahrungen sich im Wort der Schrift widerspiegeln und daher Impulse für ihre Alltagsbewältigung von diesem Hören ausgehen. Das gemeinsame Singen, Musikhören und Beten führt bewußt zu einer Unterbrechung des Alltags. Die Deutung bestimmter Phasen des Lebens und deren Begleitung durch die Zeichen der Sakramente ist eine weitere Dimension für den Priester: Geburt, Heirat, Tod.

Es wird mir manchmal die Frage gestellt, ob man „Priester“ sein müsse, um all das zu tun. Das kann ich zum Teil mit Nein beantworten, aber für meinen beruflichen Hintergrund gehört all das dazu und läßt mich überzeugt zu meinem Dienst stehen.

2. Bei der Frage, wie bewältige ich mein Leben als Priester, möchte ich spontan antworten: dadurch, daß ich in einer konkreten Gemeinde mich angenommen fühle und daß mir die Mitchristen signalisieren, daß sie mich brauchen.

Der Dienst des Priesters, der ja ein Stück Großkirche repräsentiert, steht im Spannungsfeld der Erwartungen von „oben“ (Papst und Bischöfe) und der realen Erfahrung mit den Mitchristen, mit denen er zusammenlebt. Die eigene Glaubwürdigkeit wird vielfach durch Äußerungen von „oben“ in Frage gestellt, da die Mitchristen der Mei-